

Blaue Adria.

Roman von Clara Malta.

(3. Fortsetzung.)

Wenn die Sonne schien, wenn ihn froh und Balogh beim Sammeln wenig Geld brachte, dann sprach er nicht und lachte nicht, dann ließ er die andern schwagen und starrte vor sich hin, unfroh, verdrossen. Sobald aber die Sonne seine Glieder wärmte, wenn er blühende Bäume sah, funkelnde Wellen, dann fühlte er sich wieder leicht und träumte am hellen Mittag und geigte in süßer Seligkeit und seltsamer, ihm selbst unverständlicher Ergriffenheit in die warmen blauen Abende hinaus.

Aber jetzt! Es war, als hätte ihn ein Fieber gepackt. Jede Stunde, die verfloß, schmürte ihm das Herz fester zusammen. Er liebte diese blonde Lisa, die so etwas Gutes, Warmes hatte, wie die Mutter Erde und wie die goldene Sonne, er liebte sie rasend, verzweiflungsvoll. Und sie ging fort, irgendwohin nach Deutschland, er sollte sie nicht in seinen Armen halten, sollte sie verlieren für immer.

Andreas biß die Zähne zusammen, seine Hände verkrampften sich. Nein, er konnte es nicht. Seine Liebe mußte sie bezwingen, festhalten, und wäre es nur für eine kurze Zeit.

Viertes Kapitel.

Andreas Imre stand am Hafen und wartete.

Wäre es möglich, daß sie nicht käme? Eine herzbeklemmende Unruhe zermürbte ihn schon den ganzen Tag. Es war noch nicht vier Uhr, und doch jagte er sich die Bitterkeit: nun kommt sie nicht mehr, sagte es sich immer wieder, bis ihn froh mitten im heißen Sonnenlicht.

Das Motorboot fuhr erst nach vier Uhr zur Insel hinüber — wenn sie nun aber nicht kam! Er fühlte sich so machtlos, wie verzaubert. Vielleicht war sie schon fort, und er stand hier mit diesem wütenden Weh im Herzen — und konnte doch nur in tiefer Ergebenheit an sie denken, konnte sich nicht betören, nicht wehnen oder lachen, wie er es sonst wohl getan hätte, wenn ein Mädel mal nicht Wort hielt.

Und wie konnten ihm nur solche Mädel nochmals einfallen, jetzt, wo er hier stand und auf die eine wartete, auf die einzige, die es noch für ihn gab. Mein Gott, wenn sie nicht kam!

Andreas Imre wandte sein Gesicht dem Meere zu und sah es nicht, wie das schöne, blonde Mädchen, strahlender als er sie je gesehen, durch das breite Steintor dem Hafen zustritt, und wie selbst der alte Zollwärter die kurze Pfeife aus dem Mund nahm und ihr mit staunender Bewunderung nachsah.

Lisa ging dicht an ihm vorüber, ihr feiner Duft streifte ihn. Sie wandte sich nicht zur Seite, sie suchte sich gleich einen bequemen Platz im Motorboot.

Den jungen Geiger überflutete eine heiße Welle von Freude. Vergessen war der Abschied, die Qual des Wartens: da war sie, die schöne Lisa, und mit ihr war die Welt voller Willen.

Lisa sah auf, ihre Augen begrüßten sich leise.

Hatte es einen schöneren Tag gegeben! Andere Menschen kamen, besiegten das Boot, lachend, lärmend, Babebündel unter den Armen, keine Ausflügel, kein elegantes Publikum.

Nun ging auch Imre ins Boot hinein. Er stand erst lässig umher, dann schob er sich zwischen Lisa und einen kleinen, ausgelassenen Burschen. Lisa rückte zu Seite, unter dem breiten Rand ihres Huttes hinweg traf ihn ein lächelndes Bild.

Vornehme, blonde Lisa, was siehst Du ihn an, den stummen fiebernden Geiger, warum giebst Du eine Glut in seine Adern, die nichts mehr auslöschen kann? Ja, es ist der letzte Tag, und der war in seiner innerlich heißen Stille eines unbeschreiblichen Zaubers voll.

Nun trug sie das Boot hinüber zu einer wahren Insel der Seligen, hinter ihr wie eine Märchenstadt das farbig leuchtende Ragusa, und neben ihr ein Mann, dessen zarteste Berührung ihr schon seine verzehrende Liebe verriet.

Warum nicht einmal auf dieser schönen Welt alle Sorgen hinter sich werfen, warum nicht ein einziges Mal inmitten all dieser Herrlichkeit nichts fühlen als das eigene, junge, warme Herz?

Der letzte Tag.

Die Bucht der Insel kam näher, grün und immer grüner wurde das Wasser, der gelbe, steinige Grund zauberte eine herrliche Smaragdfarbe hervor.

Die Kinder, die Frauen mit ihren Bündeln, alles drängte dem Lande zu.

Lisa verließ als letzte das Boot. Andreas Imre war sofort in einen Seitenweg eingebogen. Lisa folgte ihm.

So ging sie eine lange Weile. Sie hätte nur die schnellen Schritte ihres

herzens und das unruhige Vogelgezirpe.

Der Waldweg schätzte sich allmählich.

Da stand der junge Andreas Imre und erwartete sie. Keinen Schritt ging er ihr entgegen; er wollte die Süßigkeit austofsen, daß sie zu ihm kam.

Schöne, holz Lisa, treibt Dich nicht zurück aus dieser betäubenden Einsamkeit, aus der Nähe dieses heißblütigen Sonnenlindes?

Nein, der Nachtwandler kennt keine Gefahr, und die schlichte Wahrheit dieses großartigen deutschen Mädchens wollte keine Verstellung.

Als Imre ihr beide Hände entgegenstreckte, legte sie die ihren hinein, und seine ersten Worte schienen ihr so natürlich, als hätte er gar nichts anderes sagen können.

Neben all seinem Glück schloß ihm angefühlter ihrer jungen Herrlichkeit plötzlich ein böser Gedanke durch den Kopf.

„Lisa“, sagte er beschwörend, „ich bin der einzige, sagen Sie es mir, ich bin der erste, der einzige Mann, dem Sie ein wenig gut sind, mit dem Sie allein zusammen kommen?“

Seine durchzitternde Angst fühlte sie nicht, ihre reine Einfachheit hörte nur, daß er von ihr die Bestätigung von etwas Selbstverständlichem hören wollte.

„Ja, Andreas Imre, ich habe nie einen Mann lieb gehabt, wie sollte ich denn mit einem Mann allein, und auf Verabredung hin, zusammen sein?“

Er preßte ihre Hände und sah ihr tief in die Augen.

„Sie göttliches, süßes Geschöpf!“ Die Festigkeit seiner Liebe erschütterte sie. In einem ahnungslosen glücklichen Lächeln lehnte sie sich an seine Schulter.

Er raffte sich eifrig zusammen, umfaßte Lisa nur sanft.

„So gingen sie weiter.“

„Lisa, darf ich Sie heute so nennen?“

Sie nickte.

„Lisa“, Imre blieb wieder stehen und gab das schöne Mädchen frei, erschütterter von dem reißenden Weh und Glück seines Herzens, „ich liebe Sie unfinnig, verzweifelt, mit allem, was in mir ist!“

Rittend preßte er die Worte hervor. Sein Gesicht war bleich, gepannt, voll Leidenschaft.

Wenige bange Herzschnitte lang stand Lisa wie gelähmt vor ihm.

Sie sah Andreas Imre und sah ihn nicht, sie rührte die Wirklichkeit dieser leise rauschenden Bäume, dieser blütenüberdachten Wäldchen, träumte um sie her, und fühlte sie nicht — dann hielten seine Arme sie fest umschlungen, seine Hand bog ihren Kopf zurück und im Taumel dieses ersten verzehrenden Kusses fühlte sie nur, wie ein Rauch durch sie dahinflutete, der alles niederbrach.

Mit dem Bewußtsein, daß ein ungetrenntliches Liebesband ihre Herzen verbinde, trennte sich das Paar.

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage stand Andreas Imre auf dem Meere, den Rücken zum Meere gewandt. Unbeweglich stand er da, den Hut in der Hand.

„Siehst er nicht aus wie ein junger Berggott?“ sagte das alte Fräulein von de Sandt.

Lisa lehnte sich neben sie auf das breite Geländer des oberen Deckes. Unten wurden Gepäcksäcke aufgegeben und Güter verladen. Es ging laut und lustig zu.

„Ja, prächtig sieht er aus.“

„Na, Du müchtest ihm doch am liebsten zuwinken, Deinem Geiger; Du hast ihn übrigens sehr vernachlässigt.“

Jedes Wort schmerzte Lisa.

„Er ist gar kein Geiger, Tante“, sagte sie, „sein Vater war ein krummer Offizier, der die schöne Tante des Primas, eine Geigerin, auf dem Gut seines Freundes, eines ungarischen Magnaten, kennen lernte. Ich hörte es gestern zufällig im Kaffeekab. Man sprach am Nebentisch davon, als er vorbeiging.“

Er hatte es ihr selbst erzählt.

Lisa fühlte das Bedürfnis, irgend etwas Gutes, Freundliches von Andreas Imre zu hören. Sie sah sein schmales, gespanntes Gesicht, und für den Augenblick verlor sie die ihre eigener Schmerz, sie fühlte seine anbetende, rasende Zärtlichkeit, sie wußte, welche Qualen ihn jetzt durchwühlten, sie konnte auf scherzenden Worten nicht eingehen.

„Wenn es wahr ist —!“ sagte Fräulein von de Sandt zweifelnd.

„Ja, Tante Gertrud, ich weiß es doch selbst“, hätte Lisa gern gesagt, „es ist sicher wahr“, erwiderte sie, „und Du meinst doch sofort, als Du ihn sahst, er könnte kein Geiger sein.“

„Freilich! — Aber solange er mit den Geigern umherzieht, ist er eben der Geigerprimas.“

„Gewiß, schade um ihn“, sagte Lisa. Und nach einer Pause: „Soll ich Dir den Liegestuhl fertig machen, Tante?“

„Ja, Kind, drüben, auf der andern Seite. Wir fahren gleich ab und

ich bin doch etwas müde vom ungewohnt frühen Aufstehen.“

Lisa ging fort, Fräulein von de Sandt promenierte auf den Deck und folgte dann ihrer Nichte, die sie sorgsam auf den Liegestuhl bettete.

Andreas Imre verbarriere wartend auf der Spitze des Molo.

Er war wie gelähmt von Schmerz. Ein Kältegefühl überfiel ihn, seine Augen brannten, sein Herz schlug laut und hart. In seinem Hirn lebte nur der eine Gedanke: sie geht, sie verläßt mich, ich verliere sie. Sein Blut brauste, er hätte schreien mögen, der Geliebten nachstürzen, er konnte es nicht, er war wie erstarrt in dem furchtbaren Ansturm des Schmerzes.

Gefühle, die er nie gekannt, rissen an ihm, brannten sich in ihm ein.

Da war er gewandert, jahrelang, ein Sohn der Sonne, der Berge, des Meeres, hatte gespielt, gelungen, aller guten Stunden froh. Aber tief innen hatte die Sehnsucht gelehrt, eine Sehnsucht, für die er keine Worte hatte, eine schmerzliche Sehnsucht, für die er in seinen Liebsten eine stille Trauer, für die er keine Erklärung fand.

Nun wachte er auf.

Er war gewandert, gewandert im Traum, Sehnen und Freude, — war einer Helmat zugewandert, hatte gesucht, unbewußt, lassend, unmerklich, ob ihn nicht etwas Legegenes würde, das ihm das Leben einhauchte.

Und da kam das blonde schöne Mädchen, und sein Herz zitterte. Sie behielten war erschütternde Momente, sie behielten war ein Neugeborenenwerden!

Sie kam und ging, und er stand da, vernichtet, zurückgeschleudert, um ziellosen Wandern verdammt, sein unbestimmtes Sehnen enttäuscht und zerbrochen.

Das Schiff setzte sich langsam in Bewegung, es mußte die Spitze des Molo passieren.

Andreas Imres Augen suchten, suchten.

Da kam Lisa zur Landseite herüber, allein, mit bleichen Lippen lächelnd.

Imre fühlte einen furchtbaren Schmerz, er preßte die Hand an die Brust.

Lisa lehnte sich über das Geländer, streckte ihre Hände weit vor und öffnete sie, als ob sie ihm diese ihre beiden Hände zum Abschied reichen wollte.

In unglückbarem Weh wandte Imre ihr sein dunkles, trostloses Antlitz zu. Keine Träne, kein Zucken, kein Laut!

Lisa legte einen Augenblick hilflos ihr Gesicht in ihre beiden Hände, dann stand auch sie unbeweglich, bis eine Wendung des Schiffes das grüne Grotto und die einsame, aufrechte Gestalt ihren Blicken entzog.

Lange noch stand sie da, wie betäubt, durchwühlt von tausend jagenden Gedanken.

Und das Schiff glitt weiter in die leuchtende, blaue Einförmigkeit hinein, begleitet von den ewig gleichen Berggöttern, oder gar, tollrausch, perlgrau, hin und wieder grüne Klüften, weiße Häuser, dunkelrote Dächer, immer die gleiche traumverlorene, unmerkliche, einwiegende Sommerfestlichkeit, überhaupt vom köstlichen Meeresboden.

Vergessen, vergessen — nichts denken!

Lisa lag in der Sonne, sie hatte die Augen geschlossen. Nur dieser schmelzende Wind, diese gütige Sonne — nicht denken!

Dies war die Heimfahrt, alles mußte zurückbleiben, perken, was nie gewesen — nur eine Vision, ein tiefes Erleben in der Natur, dieser herrlichen, lebenpendenden Natur, ein Geheimnis des smaragdgrünen Augen inmitten des blütenüberdachten Wäldchens, das Geheimnis der kleinen glückselig zwischengliederten Wege, der Falter, der Bienen, der seltsamen Vögel dort oben im unendlichen tiefen Blau. Ein Traum, ein Traum.

Heute abend würden sie in Spalato sein, wenige Tage darauf in Triest und dann die Heimfahrt. —

Drüben in Norddeutschland lag die alte Stadt mit den vielen Türmen, den schirmenden Linden, den Bogenhängern; sie lag in der großen, klaren Ebene.

Da lag sie in ihrer Ehrbarkeit, ihrer Sicherheit, die gute, alte Stadt mit den großartigen gefunden Menschen, die immer ein leis kühler Hauch umwehte.

Bald würde sie wieder durch diese Straßen gehen, wie einst — und doch nicht wie einst.

Nein, nicht wie einst!

Lisa öffnete die Augen und richtete sich empor.

Wie? Könnte sie jemals daran denken, wie ihre Schwester, die kleine Grete, oder wie eine ihrer Freundinnen, einem Manne aus ihrem Bekanntenkreis die Hand zu reichen, sein Leben sein Weib zu werden? Mit dem Willen im Herzen um das Geizmüß der Insel Racoma. —

Nein, niemals!

So war es doch kein Traum,

nichts was versinken, verwehen konnte.

„Lisa, Du verflücht Dich nicht wohl, Du bist so blaß.“

Eine gütige Stimme.

„Ach, Tante Gertrud, es geht vorbei, ich konnte gar nicht schlafen.“

„Werde Dir der Abschied so schwer?“

„Nur ein wenig.“

„Aber Kind, sonst wollest Du immer, neue, andre Eindrücke!“

„Ragusa war so wunderschön.“

„Nun, wir kennen Spalato noch nicht. Denk nur: im alten Diokletianspalast eine ganze Stadt, über, nebeneinandergehängt alle die Häuser. Und erst Salona! Die Ausgrabungen! Kind, es ist herrlich.“

Schüttelte Ragusa und die Müdigkeit ab wie freude Dich.“

„Die alte kleine Dame strahlte.“

„Es wird keine Blumen in Spalato geben“, sagte Lisa traurig.

„Nein, das nicht, nur wenige, aber Altertümer, und was für Altertümer!“

„Ich weiß nicht, Tante, aber mich zieht es nicht mehr so recht zu altem Gemäuer; ich möchte in einer Wiese liegen voller Blumen und träumen und schlafen.“

„Uebermüdung. Diebst, nichts wie Uebermüdung. Lege Dich hin, schlafe nur.“

„Die Lust hat mich hier trübt Du schon alle die Wochen mit Dir herum, Du verläßt mich nicht.“

„Schlafe nur, schlafe recht fest, ich rede Dich, wenn es etwas Schönes zu sehen gibt.“

„Gute Tante Gertrud.“ Lisa beugte sich hinüber, ergriff die liebe alte Hand und küßte sie.

Da fiel ihr ein, daß diese Lippen zuletzt, in weitvergangenem Schauern an anderen Lippen gegangen hatten.

Schnell, sanft und wie beschämt ließ sie die gute alte Hand los.

Nach vielen stillen Stunden schimmerten die Lichter von Spalato, die lange Kette am Hafen, die roten und grünen Schiffsbaugen und alle die vielen vielenden klammernden, zitternden Lichter der Stadt.

Das war nun ein neues Bild, ein fremdes Bild nach dem glühenden Ragusa.

Sechstes Kapitel.

Es war brennend heiß in Spalato aber Fräulein von de Sandt dachte nicht an die Wärme.

In Salona hatte man mit neuen Ausgrabungen begonnen, und die alte Dame fuhr täglich mit ihrer Nichte hinaus; sie war ganz von dem Verlangen erfüllt, Reigen eines glücklichen Hundes zu sein.

In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht, daß Lissas klare Heiterkeit gerührt war. Sie sah auf ihrem Klappstuhl neben der Ausgrabungsstelle, Lisa lag abseits auf einer großen, kühlen, mit Inschriften bedeckten Platte; den Kopf in die Hand gestützt sah sie in die zitternde Hitze hinein.

Um sie herum blühte und duftete es, nach Spalato hin dehnte sich eine weite, weilige Ebene; im Rücken von Salona stiegen prächtige Berge empor: grünblau, und wo das Gestein zugute trat, rostrot, dazwischen lehmgelbe Hügel, wie breite Adern. In der Nähe weideten Ziegenherden, und zwei kleine braune Burschen lagen im Gras und würfelten. Ihre hellen Stimmen und das Schaulen und Schürfen klangen seltsam fern in der großen sommerlichen Stille.

Lisa verfluchte sich ein Bild von der reichen, lebhaften Kaiserstadt zu machen, deren Ueberreste sie umgaben. Es ging nicht.

Eine herzbeklemmende Furcht erstreckte alle anderen Gedanken.

Es war ja nicht möglich, sie, Lisa von de Sandt, die Tochter des Regierungspräsidenten von de Sandt, konnte nicht das gleiche Los treffen, wie irgend ein armes Mädchen, deren Schande eines Tages offenbar wurde. Es war ein Wahnsinn, nur daran zu denken.

Was sagte sie — ein gleiches Los? Los?

Nein, ein weit schwereres, grauenhafteres Los!

Aber das war ja alles Wahnsinn! Die Folge nervöser Ueberreizung! Jeder Tag konnte, mußte ihr Erlösung bringen, nur etwas Gebuld, Ruhe.

Und wenn die Erlösung nun nicht kam? Das Meer, das Meer, das war der einzige Ausweg.

Hinausschwimmen in die blaue Adria, nicht wiederkehren —

Immer die gleichen Gedanken, Tag und Nacht, immer das verzweifelte Anklammern an eine Hoffnung, immer nur dieser letzte jammervolle Ausweg.

Lisa sprang auf und ging den hoch gelegenen, schmalen Weg entlang, der zwischen den Ruinen hinüber zur Landstraße führte.

Da hinten unter den Maulbeerbäumen spielten Kinder, sie wollte ihnen zusehen, sich zerstreuen, Blumen pflücken, irgend etwas, nur nicht länger hier liegen und fühlen, wie die Verzweiflung sie erwürgte.

Als sie zwischen der verunkelten Welt einerschritt, fiel ihre Angst langsam in sich zusammen.

Was für ein kleines, unwichtiges Lebewesen bin ich doch, dachte Lisa. Ich fühle meine Tage und Nächte mit

Qualen, als hätte die Welt nie ein größeres Leid gesehen.

Eine kurze Spinne Zeit habe ich in der großen Unendlichkeit, das kurze Sein ist mir nicht gegeben worden, um es zu zerstören; ich muß es leben, wie es mir zugeteilt wurde, wie ich es meistern kann.

Was ist hier alles um mich her entstanden und erloschen? Niemand weiß es, niemand fragt danach.

Menschenschicksale, damals wie heute. Es kommt ja nur darauf an, mutig zu sein und das eigene kleine Schicksal fest in die Hand zu nehmen.

Lisa hatte sich unter einen blühenden Granatbaum gesetzt. Durch die Zweige, um die rosigblühenden Blüten drang das tiefe Himmelblau.

Bin ich denn wirklich so ganz elend und verlassen, wenn ich von allem Abschied nehme, was bisher mein Leben ausmachte? Bin ich nicht jung, so dachte Lisa weiter, jung, gesund und wohl auch schön? Haben nicht unzählige Frauen ein gleiches Los getragen?

Und dann überfiel sie doch wieder Verzweiflung. Einsam, fast ohne Mittel, in einem fremden Land, nein, es war grauenvoll.

Scheu tasteten ihre Gedanken zu dem Mann hinüber, der ihr dieses furchtbare Leid gegeben hatte.

Wäre es möglich, könnte ich mit ihm leben, seine Gefährtin sein, sein Weib?

Sie wußte es, mit jubelndem Entzücken würde er sie aufnehmen. Wenn die Heimat sie auch von sich ließ, war sie für Andreas Imre die Schönste der Schönen, die Reinste der Reinen. Kein Zweifel trübte diesen Gedanken.

Sie sah sein schönes, dunkles Gesicht in heiligem Flehen über sich gehen: „Verlaß mich nicht, Lisa, süße Lisa, ich muß vergehen, verderben ohne Dich, Du bist mehr als die Sonne, als alle Schönheit der Welt; Du bist die Lust, die in mir lebt, Du bist die Sehnsucht all meiner Jahre, verlaß mich nicht!“

Wenn sie nun zu ihm zurückkehrte?

Zu dem Geigerprimas, so raunte es spöttisch in ihr.

Zu dem Einzigen, der seine Arme nach mir ausbreiten wird, sagte eine andere Stimme.

Zu dem umherziehenden Musikanten, dem Gefährten zweifelhafter Ehrenmänner, siehste es wieder.

Zu dem Manne, dem ich ein unendliches Glück gebe, mit dem ich vielleicht ein neues, reiches Leben beginnen könnte!

Zu einem jungen, ungebildeten Burschen, der eines Tages davon geht und mich zornig beiseite schiebt.

Nein, nein, das nicht, das kann er nicht!

Ein stiller, wilder Bursche ist er, voll Zärtlichkeit, voll Herzengüte.

Könnte er nicht doch mein Gefährte sein? Ist sein Arm nicht weicher als der Knochenarm, der mich dort unten an sich zieht?

Lisa lehnte den Kopf zurück und sah in das bunte Leuchten: Nein, nicht fort, nicht fort aus diesem warmen Leben. Warten will ich, ruhig werden, dann findet sich schon ein Weg.

Sie schlang beide Arme um ihr Knie und sann in sich hinein.

Da stiegen Töne in ihr auf, ferne, über all den laufschenden Menschen eine schlanke, feine Gestalt, eine schmale Hand, die den Bogen führte, ein ernstes, fast schmerzliches Gesicht. Nun öffnete sich der herbe junge Mund: flügendes Heimweh der Seele flutet über die Menge hinweg und greift in einfache und junge Herzen hinein, und selbst der träge Bürger fühlt leise den Flügelschlag ewiger Sehnsucht.

Siebentes Kapitel.

In der großen Halle des Excelsior Hotels zu Triest waren viele Gäste und Passanten zum Fünfsühr-Lee versammelt. Der Blick durch die breiten Fenster zum Meere hin, die distrierte Musik, die Stühle des weiten Raumes, das lautlose Servieren der leichten Erfrischungen, das sanfte Ausruhen in den tiefen Sesseln, das alles wirkte so beruhigend, so friedvoll nach der glühenden Hitze da draußen, dem Ansturm leuchtender Farben, schreiender Händler, spielender Kinder.

Fräulein von de Sandt und Lisa saßen schweigend beisammen.

Lisa trug ein mattgrünes, leichtes Seidenkleid, dessen weiche Falten und gelbliche Spitzen mit einem goldbraunen Samtgürtel zusammeng gehalten wurden.

Sie sah vornehm aus, ein wenig bleicher und schlanker als sonst Fräulein von de Sandt betrachtete sie: es fiel ihr auf, um wieviel reifer und ernster Lisa aus sah.

Als Lisa immer noch träumend in ihrem Sessel lehnte, knipfte Fräulein von de Sandt an das Gespräch vom Mittag an.

„Lisa, Du wußt mich wirklich allein nach München reisen lassen und Rosemarie Brandt in Venedig treffen?“

„Ja, liebe Tante“, sagte Lisa zögernd und beschämend, und ihre Augen leuchteten langsam zur Wirklichkeit zurück, „ich habe es Rosemarie vor unserer Abreise fest versprochen. Es tut mir furchtbar leid, ich bin unbedarft, daß ich Dich im Stich lassen will, ich weiß es, aber —“

„Nun, aber?“

„Sieh mal, Tante, ich kenne Venedig noch nicht; Brandts haben mich eingeladen und Du weißt selbst, nochmals eine Reise zum Süden, das blüht mir nicht. Laß mich doch ziehen, ich werde es Dir nie vergeßen!“

Sie sprach erregter, wärmer, als sie wollte.

„Und was werden die Eltern sagen?“

„Ach, siehste Tante Gertrud, was geschehen ist, ist geschehen. Dir macht niemand einen Vorwurf und ich, nun, ich nehme die unangenehmen Auseinandersetzungen gern auf mich, wenn ich nur noch mal draußen war, in einer ganz anderen Stadt, in Venedig!“

„Ich dachte, Du hättest so viel Schönes gesehen, nun wäre Dein Durst gestillt.“

„Ja, ich muß Dir unbedarft erscheinen, ich fühle es; Du weißt nicht, wie wehe mir das tut.“

Sie sah ihre Tante traurig, abbittend an.

Die lächelte sein.

„So ein großes Mädchen, und greift nach allem Buntem! Venedig wird Dir gar nicht so sehr gefallen; für mich hätte es immer einen leichten Palmbeisgeschmack, es ist theatralisch.“

„Es wird mir nicht sehr gefallen, sagst Du? Also ich darf reisen!“

Lisa beugte sich vor, sie legte die Handflächen leicht zusammen.

„Ja, in Gottes Namen, mein Kind, reise nur, aber ohne Dich heimkommen will ich nicht, ich erwarte Dich in München, ich würde so lange hier bleiben, wenn ich meinen alten Freunden die Zusammenkunft in München nicht selbst vorgeschlagen hätte.“

„Oh, wie ich mich freue“, sagte Lisa. Selbstam gleich sah sie aus, die stolze Lisa von de Sandt.

„Und wirst Du auch genug Reisegeld haben, Lisa?“

„Aber Tante!“ Lisa wehrte hastig ab, „ich habe reichlich, mehr als ich selbst wollte, Du hast ja alles, alles für mich bezogen!“

„Also gut, mein Kind, nun wollen wir auch nicht mehr über Deinen Abschied sprechen. Ich reise morgen früh mit dem ersten Zug, und Du kannst Dir heute noch die Fahrkarte für den Dampfer besorgen und in drei Tagen, nein, in spätestens fünf Tagen bist Du bei mir in München.“

Die alte Dame sog ihre Atm.

„Ja, dann wäre es aber Zeit, daß Du gehst, sonst ist die Ausgabestelle geschlossen.“

„Bist Du mir auch nicht böse Tante?“

„Nein, Du großes Kind.“

„Aber ein klein wenig doch, ich sehe es Dir an.“

Beide lächelten.

Lisa griff nach ihrem Hut, der neben ihr auf einem Stuhl lag; Auf Wiedersehen, ich bin sofort wieder hier.“

„Auf Wiedersehen, mein Kind.“

Achstes Kapitel.

Das alte Fräulein von de Sandt sah ganz verflört am Fenster ihrer Münchener Pension.

Sie las Lissas Brief aus Triest und las ihn wieder. Ihre Hände zitterten, ihre Zähne klagen aufeinander, ein Frösteln überließ sie.

„Das ist ja nicht möglich, das ist nicht möglich“, murmelte sie.

Aber da stand es ja ganz klar in Lissas großer Handschrift.

„Kam wage ich Dich anzureden, Du Gut; ich muß Euch allen ein großes Leid antun; ich kann nicht wieder nach Hause zurückkehren. Forcht nicht nach mir, fragt nicht, Ihr werdet mich niemals finden. Ihr bin nicht nach Venedig gefahren, Brandts sind gar nicht in Venedig, ich bin weit fort, wern Du diesen Brief erhältst. Erlaube es mir nur, meine liebe Tante Gertrud, daß ich Dir im Geiste nochmals Deine guten, treuen Hände küsse, die immer nur gaben und gaben, daß ich mich nochmals in Deine Augen versenke, aus denen mir nur reinste Güte entgegenleuchtete. Ich hätte Dich niemals verlassen, wenn ich nicht Euch alle und meine Heimat verlassen mußte.“

Deine Lisa.

An die Eltern habe ich geschrieben.

Viele, viele Grüße!“

Tante Gertrud legte den Kopf auf das Fensterbrett und weinte.

Und unten an der Adria, auf dem Wege nach Luffin Grande schritt die schöne, blonde Lisa von de Sandt.

In all ihr bitteres Leid mischte sich ein Gefühl ihrer jungen Kraft, und das Bewußtsein, mitten in einem großen, starken Leben zu stehen.

Wissentlich schien es Lisa, als spiele sich all das auf einer Bühne ab und die Spannung wuchs in ihr, was der nächste Tag bringen würde.

Sie kam sich vor, wie ein Mensch, der eine Rolle durchzuführen hatte, und der bald in das alltäglich Leben zurückkehren würde.

Und doch träumte sie nicht, jede ihrer Stunden war ausgefüllt, jeder Schritt war klar überlegt.

Diese Insel Luffin, das war der rechte Platz für sie. Es war hier und hergewandert, um eine stille, sichere Unterkunft zu finden: Luffin-piccola, Ungale, und nun Luffin-grande.

(Fortsetzung folgt.)